

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Briefe und Bilder aus dem Großherzogthum Baden und dem Elsaß

Das Großherzogthum Baden

Jäger, Carl

Leipzig, 1841

Durlach und Ettlingen

[urn:nbn:de:bsz:31-334622](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-334622)

Durlach und Ettlingen.

Herr Vittauer stellte mir gestern Herrn Beyfuß aus Frankfurt vor, und lud mich zugleich für heute ein, mit ihnen nach Ettlingen zu fahren, um die Spinnerei und die Runkelrübenzuckerfabrik zu besuchen. Herr Beyfuß ist ein Neveu der allmächtigen Rothschilde, und ich beneide ihn um weiter nichts, als um seine Hunderttausende. Man mag sagen, was man will — Geld bleibt doch die Hauptsache in dieser schlechten Welt. Früher — aber man muß etwas sehr weit zurückdenken — kann es anders gewesen sein, ich will's gern glauben, allein in unserem industriellen Jahrhundert kann man ja für Geld Alles haben, selbst Verstand gibt man den Reichen, wenn er sonst nicht geizig ist.

In der Equipage des Herrn von Haber gelangten wir in einem Stündchen nach Ettlingen, das zwei starke Stunden von Karlsruhe entfernt ist. Ettlingen liegt am Fuße des Gebirges, an den Ufern

der Alb, und gewährt, mit schönen Wiesen, Gärten und Weinbergen umgeben, einen lieblichen Anblick. Wir kehrten im „Hirsch“ ein, dessen Besitzer, ein früherer Bediente des Herrn von Haber, uns mit aller erdenklichen Zuvorkommenheit empfing. Zehn Minuten vom Dorfe entfernt, in einem romantischen Thale, ist die großartige Spinnerei erbaut. Das schöne, sieben Stockwerk hohe Gebäude erhebt seine Zinnen bis zur Hälfte der Höhe der einschließenden Berge, und das ganze Etablissement füllt fast die Breite des Thales aus. Auf der linken Seite läuft nur die schmale Chaussée an ihm vorüber, auf der rechten, braust die Alb an demselben vorbei, und ein Canal, der oberhalb der Fabrik, aus dem Flusse geleitet ist, führt sein Wasser auf hohen Bogen in dieselbe, wo es vortrefflich benutzt wird.

Herr Better-Koehlin und sein Sohn, Directoren der Spinnerei, hatten die Güte uns das Etablissement in seinen Details zu zeigen, und ich muß gestehen, so viel ich auch deren gesehen, ein besser eingerichtetes, eleganteres kenne ich nicht. Noch ist viel zu bauen, aber schon seit einiger Zeit wird in mehreren Sälen gesponnen, und das Fabrikat läßt nichts zu wünschen übrig. Das was die Kraft der flüchtig benutzten Gewässer der Alb nicht besorgt,

versteht eine Dampfmaschine. Die Beleuchtung geschieht durch Gas, und ist Alles einmal fertig, wie es sein soll, werden 26000 Spindeln in Thätigkeit sein. Dann aber muß bei einem dunklen Abend das Ganze einem Feenpallaste gleichen, zumal wenn der Schimmer der Tausende von Flammen die überflüssigen vom Aquaduct herabstürzenden Wassermassen beleuchtet.

Die Maschinen, überhaupt was von Eisen in der Fabrik gebraucht wird, liefert Herr André Koechlin in Mülhausen, der ein Schwager des hiesigen Directors ist. Herr Better-Koechlin und sein Sohn haben ein jährliches Einkommen von 24000 Frank, was viel ist. Wenn man aber erwägt, welche unsägliche Arbeit sie haben, welchen unzähligen Unannehmlichkeiten und Verantwortungen sie ausgesetzt sind, so finde ich es wenigstens, nicht zu viel.

Vor einigen Tagen hat Herr Better nur mit Hilfe requirirter Gensd'armen eine Art Revolution seiner Arbeiter dämpfen können. Man wollte nicht mehr für den ausgesetzten Lohn arbeiten, und vielleicht wäre es Herrn Better übel ergangen, wenn er nicht zur rechten Zeit bewaffnete Hilfe bekommen hätte. Die Nädelsführer sind eingesteckt, mehrere Betheiligte über die Grenze gebracht, vielen

aber auch verziehen, da sie augenscheinlich verführt waren. Es ist kein Spaß unter 2 bis 300, später 4 bis 500, Leuten die aus allen Gegenden zusammengerafft sind, Ordnung zu erhalten, zumal sich viele Franzosen darunter befinden, die man hat engagiren müssen, weil sie das Geschäft kennend, gleichsam als Lehrmeister der Andern dienen.

Als ich mit Herrn Better auf dem Balkon der siebenten Etage stand, und von der schwindelnden Höhe hinab sah, erzählte er mir, daß im vergangenen Jahr ein Arbeiter von derselben Stelle, wo wir uns befanden, herabgestürzt sei, nur ein Bein gebrochen, und seit lange schon wieder seine Arbeit verrichtete. „Der Mann kann von Glück sagen.“ Allerdings, erwiederte Herr Better, ist er ein Glückskind, denn bei diesem Sturz den Hals nicht zu brechen ist vielleicht ebenso selten, als daß ein Mann wie er, neulich ziemlich bedeutend in der Lotterie gewonnen hat.“ Und er arbeitet noch? fragte ich verwundert. „Ja wohl, und ich habe noch keine Veränderung an ihm wahrgenommen, seit ihm die Glücksgöttin so hold war.“ Ich bat Herrn Better, wenn es möglich, mir den Mann zu zeigen. Wir trafen ihn singend beim Mauern eines Fundaments. Er nahm vor dem Director seine Mütze ab, und ich sah in ein Gesicht, so froh und zufrieden wie

ich noch keins gesehn. „Wann seid Ihr geboren Landsmann?“ „Am ersten Pfingsttage 1804 mein Herr, in Rastadt.“ Also, dachte ich weggehend, ein Sonntagskind!

Wir kehrten, nachdem wir Alles genau besichtigt zum Dorfe zurück, und traten dicht vor demselben in ein Haus, in dessen Hintergebäude sich die Runkelrübenzuckerfabrik befindet. Es war dies ursprünglich nur eine Probefabrik, doch da sie einmal im Gange war, fabricirt man auch hier immerfort noch Zucker. Die Hauptfabrik befindet sich in Waghäusel bei Mannheim, und soll die schönste und größte in der Welt sein.

Ohne besondere Erlaubniß hat Niemand Zutritt in diesen Fabriken, da die hier befolgte Methode ein Geheimniß ist. Uns hat man die ganze Fabrication gezeigt und auseinander geseht. Kleine in Würfel geschnittene, getrocknete Runkelrüben, werden naß gemacht, dann sehr lange gekocht, der daraus entstehende Saft läuft in Behälter unter den Kesseln, wird wieder gekocht, filtrirt, nochmal filtrirt und . . . so weit hörte ich die Erklärungen mit an, länger aber konnte ich's vor Gestank und Hitze nicht mehr aushalten, ich ging nach dem Hirsch, und badete mich. Herr Beyfuß aber kam erst in einer halben

Stunde, wie
niß der Mann

Die Metho
ten befolgt
in Erlangen
wachte ich
wusste, daß
der Bitte,
und was an
hätte im Ze
doch am and
ihm, mit
frage.

„Dem
ganz Europ
Verfahren:
erfunden ha
zeichnen,
aus 100 P
Diese berei
wichtigstes
nämlich ob
wären, n
Welt mach
Da er sich
so wichtig
i.

Stunde, vielleicht ist er hinter das wahre Geheimniß der Runkelrübenzuckerfabrikation gekommen.

Die Methode, die in den badischen Zuckersfabriken befolgt wird, ist die Schützenbachische. Da ich in Etlingen gar zu wenig von derselben begriffen, wandte ich mich an einen Bekannten, von dem ich wußte, daß er einige Kenntniß darüber besitzt, mit der Bitte, mir zu sagen, wer Herr Schützenbach, und was an seiner Methode sei. Der junge Mann hatte im Augenblick nicht Zeit mir zu antworten, doch am andern Morgen erhielt ich einen Brief von ihm, mit nachfolgenden Notizen über meine Anfrage.

„Dem goldnen Kreuz gegenüber wohnt der in ganz Europa berühmte Schützenbach, der ein neues Verfahren: Zucker aus Runkelrüben zu bereiten, erfunden hat. Diese Erfindung ist eine der ausgezeichnetsten, die noch je gemacht worden sind, da man aus 100 Pfund Rüben 125 $\frac{3}{4}$ Pfund Zucker erhält. Dieser berühmte Mann soll vor Kurzem noch ein wichtigeres Geheimniß der Natur entdeckt haben, nämlich ohne Brennmaterial zu erhitzen und zu erwärmen, was gewiß noch größeres Aufsehn in der Welt machen wird, wie sein Zucker-Geheimniß. Da er sich jedoch für seine in der Zuckersfabrikation so wichtigen Entdeckungen nicht hinlänglich belohnt,

und sogar von vielen Seiten übervortheilt glaubte, hat er den Entschluß gefaßt, diese unschätzbare Erfindung Niemanden mitzutheilen, sondern dieselbe mit in sein Grab zu nehmen.“

„Das Einzige, worüber sich Herr Schützenbach auch noch zu Tode grämen wird, ist, daß so viele wichtige Entdeckungen schon vor seiner Zeit gemacht worden sind, da er die feste Ueberzeugung hat, er würde sie sonst alle gemacht haben.“

„Die Tochter desselben, in deren Adern Mulat-tenblut mit kaukasischem Feuer vermischt rinnt, hat bereits ein Vierteljahrhundert gelebt, und es ist äußerst wunderbar, daß sie trotz den ungeheuren Summen die ihr Herr Vater verdient hat, oder verdienen wird, noch keinen Mann gefunden hat.“

Ich habe diese sonderbare Antwort auf zwei so einfache Fragen ganz angeführt, weil ich nicht weiß was Wahres oder Unwahres daran ist. Jeder Unpartheiische wird aber wohl mit mir einsehen, daß zwischen Herrn Schützenbach und meinem Berichterstatter kein besonders freundschaftliches Verhältnis statt findet. Ich verliere am Meisten dabei, d. h. über die Runkelrübenzuckerfabrikation weiß ich nun erst recht noch nichts.

Doch zurück noch einen Augenblick nach Ettlingen.

Wir fr
Herr Bette
ich, Herrn
Herr Bette
Geschäfte
Glauben an
ich Pflichte
mungen, e
ten, ich f
wollten m
Beschluß au
Wir se
waren ge
Ettling
von Carl
und wenn
nicht sehe
langen.
bedient, u
mer zu be
Herr
prinz ein
und wünf
so nannten
schick sein
Baden.

Wir frühstückten im Hirsch recht leidlich, und Herr Better-Koechlin war unser, darunter verstehe ich, Herrn Littauers Gast. Die Spinnerei, meint Herr Better, wird nach allen Aussichten vorzügliche Geschäfte machen, dagegen hat er keinen rechten Glauben an die Runkelrübenzuckerfabrikation. Und ich pflichte ihm bei. Beides sind Actienunternehmungen, eine mag immerhin davon zu Grund gehen, ich kann dies Actienwesen nicht leiden. Das wollten mir allerdings Herr Littauer und Herr Beyfuß ausreden, aber ich war störrisch.

Wir setzten uns kurz darauf in den Wagen und waren gegen Mittag wieder in der Stadt.

Ettlingen wird oft, namentlich aber am Sonntag von Carlsruhern besucht. Der Weg ist angenehm, und wenn man eine halbe Stunde länger zu gehen nicht scheut, so kann man ganz im Walde dahingelangen. In den Gasthöfen wird man ziemlich gut bedient, und eine große Delicatesse sind die fast immer zu habenden Alb-Forellen.

Herr Beyfuß hatte uns zum Diner in den Erbprinz eingeladen. Wir aßen und tranken recht gut und wünschten um vier Uhr dem Herrn Baron — so nannten ihn alle dienende Geister des Hauses, selbst sein eigener Bediente — glückliche Reise nach Baden.

Ein ganz besondere Freude habe ich empfunden als mir mein Freund Meier vor einigen Tagen sagte, daß er als Assessor in Durlach angestellt sei. Er ist noch an demselben Abend hinübergezogen, und meine aufrichtigsten Wünsche begleiteten ihn. Er hat mich ein für allemal zum Samstag zu sich eingeladen, und gewiß selten werde ich fehlen.

Durlach, eine kleine Stunde von Carlsruhe entfernt, war früher die Residenz der Markgrafen von Baden, und die Bürger der Stadt haben durch Impertinenz und Starrköpfigkeit gleich jenen von Heidelberg, seiner Zeit dieses große Vorrecht verloren. Jetzt ist Durlach ein trauriges Nest. Das einstige Residenzschloß ist zur Hälfte abgerissen, und zwar fabelhaft lächerlich. Was stehen geblieben ist, dient zur Caserne. Dem Schloßgarten widmet man gerade soviel Aufmerksamkeit, daß er nicht ganz verwildert, und doch ist er ein so lieblicher Spaziergang, ein so beredter Zeuge von der Trauer um vergangene bessere Tage — man sollte mehr Sorgfalt auf ihn verwenden. Die wenigen Antiquitäten, die in ihm aufbewahrt werden, sind von keiner Bedeutung.

In den Umgebungen der Stadt finden sich angenehme Spaziergänge, vorzüglich nach dem Thurmsberg, und in den Wald gen Wohlfartswieer. Der

Thurm, der auf dem ebengenannten Berge steht, erscheint mir, der doch Ruinen aller Jahrhunderte gesehn, aus dem Anfange unserer Ritterzeit, sein Werth ist nicht groß. Desto größer und schöner ist aber die Aussicht von ihm und eine traurige Begebenheit, die sich vor einigen Jahren auf ihm zugegetragen, wird mir ihn immer ins Gedächtniß zurückerufen.

Die Frau eines Beamten, Mutter mehrerer Kinder, besuchte Durlach, und steigt mit ihren Kleinen und einem Dienstmädchen auf den Thurmberg, um die Aussicht zu genießen. Oben angelangt befehlt sie der Magd die Kinder gehörig zu warten, bis sie vom Thurm herabkame. Wohl stieg sie hinauf, wohl kam sie wieder herab, aber zerschmettert und todt lag sie am Boden. Die Unglückliche soll sich in einem Anfall von Wahnsinn herabgestürzt haben, das wird aber immer bei solchen Gelegenheiten gesagt — der Himmel wird's wohl wissen, was das arme Weib dazu bewogen hat.

Durlach hat mehrere ordentliche Gasthäuser, und sehr viel Kneipen. Die Carlsburg, dem Schlosse gegenüber ist der beste Gasthof, obgleich man in der „Blume“ bessern Wein, in der „Krone“ besseres Bier trinkt. Herr Reichard, der Besitzer des erste-

ren ist ein fataler, selbst oft arroganter BIRTH, seine Frau dagegen eine charmante Dame, und seine Tochter Emma, ein niedliches, schnippisches Mädchen. Der Assessor Meier wohnt in der Carlsburg, und er nebst dem Oberstlieutenant des hier garnisonirenden zweiten Bataillons des zweiten Infanterie Regiments, so wie der katholische Pfarrer und einige junge Officiere speisen daselbst zu Mittage. Da das Essen vorzüglich ist, so kommen oft Herren aus Carlsruhe zum Diner hierher, und namentlich ist dies am Samstag der Fall. Nach dem Diner wird im Garten der Carlsburg gefeget, später geht man in den Felsenkeller trinkt gutes Lager-Bier, oder auch in einen andern Gasthof um noch ein Schöppchen Wein zu genießen, und gegen zehn Uhr kehrt man in der Regel nach Carlsruhe zurück.

Für 24 Kreuzer findet man stets vor den Thoren der beiden Städte einen Fiaker, der die gerade Straße von einem Ort zum andern in einer Viertelstunde zurücklegt. Ist Kirchweih' in Durlach, oder Jahrmarkt, oder sonst eine besondere Gelegenheit, muß man auch wohl mehr bezahlen. Die Straße ist immer lebhaft, und des Sonntags fast gedrängt.

Am Montag spielt die Musik des zweiten Infanterie Regiments im Garten der Carlsburg, und da hat man Gelegenheit die ganze schöne Welt von

Durlach -
und viele
Junge Leu
Bataillon
Durlach m
ner, wech
junge Da
kenne, sie
Das
Durlach
da am S
„Garmor
würde
werden,
spielte, f
Sabbath
Scht
ruh' zur
Durst,
des Weg
rathe J
fiens an
in einem
Beim
hätte mi

Durlach — was allerdings nicht viel sagen will — und viele Herren und Damen der Residenz zu sehen. Junge Leute, außer dem Assessor und Officieren des Bataillons, die der Rede werth wären, gibt es in Durlach nicht. Dagegen sind zwei Fräulein Kagner, recht nette, artige Mädchen, und eine andere junge Dame, die ich nur unter den Namen „Thekla“ kenne, steht ihnen wenig nach.

Das Amalienbad, einige hundert Schritte von Durlach entfernt, besucht man auch wohl hie und da am Samstag Abend, indem an demselben eine „Harmonie-Musik“ — sich dort hören läßt. Es würde dies Bad wahrscheinlich mehr frequentirt werden, wenn die Musik an einem andern Abend spielte, so aber governiren die Juden in Folge ihres Sabbath's am Samstag dort zu sehr.

Geht man nun zu Fuß am Abend nach Carlsruh' zurück, und bekommt man unterwegs zu sehr Durst, so kann man im Nothfall auf der Hälfte des Weges im „Alleeause“ einkehren. Allein ich rathe Jedem, dies so selten als möglich, oder wenigstens am Abend zu thun, denn das Alleehaus steht in einem gar schlechten Rufe.

Beim heutigen Mittagessen in der Carlsburg stellte mich Herr Meier, dem Herrn Oberlieutenant

Sartory, dem Herrn Pfarrer Fischer und dem Premierlieutenant Graf von Kageneck vor.

Der Oberstlieutenant ist ein alter Soldat, der mit Vergnügen sich seiner Jugend und seiner Dienstzeit erinnert, und oft recht gute Anekdoten erzählt. Mich interessirte jedoch hauptsächlich, daß er zu jener Zeit in Ettenheim war, wo der Herzog von Enghien daselbst arretirt wurde. Er hat mich eingeladen ihn zu besuchen, und mir versprochen, mir dann über diese Begebenheit viel zu erzählen.

Der Herr Pfarrer repräsentirt seinen Stand in jeder Hinsicht. Daß er ein kluger, artiger, gefälliger Mann ist, wird man gewahr, das Uebrige wird man nicht gewahr.

Graf Kageneck, ist ein Vetter des Fürsten Metternich. Wär' ich das, wahrlich ich wäre nicht großherzoglich badischer Premierlieutenant der Infanterie! Mein der Graf ist ein anspruchloser, junger Mann, der von allen seinen Kameraden geliebt wird — ihm genügt seine Stellung, und glücklich der, der damit zufrieden ist!

Mein Freund Meier hat einen Chef, der vielen Verstand besitzt, und von der Regierung gleichsam gefürchtet wird. Ein Glück für den Assessor, daß er so tüchtig in seinem Fache ist, daß er mit festem Willen, mit großer Thätigkeit seiner

neuen Stellung obliegt. Es kann nicht fehlen, daß man den jungen Mann bald zu höheren Stellen beruft, nur bekannt muß man sein, dann geht Alles besser.

Herr Meier begleitete mich gegen Abend bis nach Karlsruhe. Es war sehr heiß, wir waren ermüdet, wir gingen zu Eisele um uns zu restauriren. Wie gewöhnlich, so auch heute sprachen wir über unsere Jugendjahre. Der Assessor machte mit seinem ältern Bruder vor langen Jahren einen Fußreise nach Frankfurt, Mainz u. s. w. Froh und zufrieden, wanderten die jungen Leutchen in die Welt hinein — es war ihr erster Ausflug. Ihre Ränzchen auf dem Rücken, bestaubt von oben bis unten kommen sie nach Höchst, ein Nassauisches Städtchen, zwei Stunden von Frankfurt. Sie hatten Hunger wollten aber, um nicht lange aufgehalten zu werden, nicht einkehren, sondern beschloffen einige Würste zu kaufen, um sie unterwegs zu verzehren. Der ältere Bruder besorgte das Brod, mein Freund begab sich zu einem Metzger. Er kaufte mehrere Würste und eilte freudig seinem Bruder nach, der einige hundert Schritte vor ihm ging. Da aber vertrat ihm ein Polizeidiener den Weg. „Weiß Er nicht, daß das Betteln verboten ist?“ redete ihn der Sohn der Gerechtigkeit, an,

folge er mir auf die Polizei. Meier, damals ein Knabe von vierzehn Jahren gehorchte zitternd. Man kam auf das Polizeibüreau, Meier wurde vor dem Comissär geführt.

„Er hat bei einem Metzger gebettelt junger Mensch, das ist verboten; wer ist Er, und wo kommt Er her?“ Meier reichte dem groben Herrn seinen Paß, sagte daß er nicht gebettelt, und zeigte sogleich seine Würste vor die er noch in der Hand hatte.

„Das ist etwas Anderes, warum haben Sie das nicht gleich gesagt mein Herr? man würde Sie nicht arretirt haben. Sie können ruhig ihre Reise fortsetzen.“ Während dieser Worte stieg ein drolliger Gedanke in meinem Freunde auf. „Wollen Sie nicht die Güte haben Herr Comissär, und mir das eben Stattgefundene in meinem Paß schreiben?“ Der Comissär verweigerte dies lachend, und wünschte ihm glückliche Reise. „Warum aber lieber Meier, fragte ich, kamen sie auf einen so komischen Einfall.“ „Ich wollte damit gegen meine Schulcameraden renomiren, erwiederte er ernst, es war mein erstes Abenteuer.“

Aber von Höchst weiß ich auch zu erzählen. Ich wohnte mehrere Monate in einem Dorfe, das unter der Polizei von Höchst stand. Als ich von dort abreiste, mußte ich selbst zum Städtchen, um meinem Paß visiren zu lassen. Ich war ordentlich an-

gezogen, und hatte wie immer meinen Stock bei mir. Vor den Polizeibureau fragte mich der Portier, zu wem ich wolle? „Zum Herrn Präsident, ich habe mit ihm zu sprechen.“ Er ging in's Zimmer, kam gleich darauf zurück, und sagte: „setzen Sie Ihren Stock hier in diese Ecke, dann können Sie eintreten.“ „Warum soll ich meinen Stock hier lassen, ich sehe keinen Grund ein?“ „Jeder Bauer muß es thun, ich habe Ordre dafür.“ „Da ich aber kein Bauer bin, so werde ich auch meinen Stock mit in's Zimmer nehmen, lassen Sie mich in Ruhe, es ist ja gar zu lächerlich.“ „Was Herr, lächerlich eine Ordre meiner Vorgesetzten — das werden Sie bereuen.“ Ich wurde zornig und sagte ihm ziemlich laut: „er möge sich zum Teufel scheeren.“ Zufällig trat der Herr, den ich suchte, in diesem Augenblick aus dem Zimmer.

Nachdem ich ihm den Austritt mit dem Portier erzählt, und meine Bitte vorgetragen, wandte er sich zu demselben: „solche Herren könnt Ihr immer mit ihren Stöcken zu mir kommen lassen“ und mich in's Zimmer führend setzte er hinzu „unsere Bauern kommen hier vor's Amt mit Stöcken von so ungeheurer Größe, daß man sich vor ihnen fürchten muß, und da an demselben bei schmutzigem Wetter immer

viel Schmutz hängen bleibt, später aber gewöhnlich im Zimmer abfällt, ist dieser Befehl gegeben worden."

Als ich spät am Abend heim kam, fand ich in meinen Zimmer einen Brief, der mich außerordentlich ergriffen hat.

Seit mehreren Jahren habe ich nur selten Neuigkeiten von meinen Schulfreunden erfahren, um so mehr betrückte mich daher die Nachricht, daß mein ältester Jugendcamerad sein Leben gewaltsam geendet hat. Der Lieutenant Baron von der Goltz ist, bezwogen durch eine wie er geglaubt, unheilbare Krankheit zum Selbstmörder geworden. Welche Betrachtungen knüpfen sich nicht für mich an diesen traurigen Vorfall?

Goltz und ich, wir haben die schönste Zeit unseres Lebens zusammen zugebracht, wir waren lange Jahre auf der Schule, ja auf einer Stube, wir waren Studenten zusammen. Als Soldat sahen wir uns wieder, er war Officier, ihm lächelte eine glückliche Zukunft — mich rissen leidige Verhältnisse gewaltsam in ein stürmisches, viel bewegtes Leben. Nie trübte unsere Freundschaft der mindeste Schatten, wir haben Beweise gegeben, daß unsere Ehre nicht ungestraft angefochten werden durfte. Und so hat nun mein einziger wahrer Freund, der mir aus

meiner schönsten Lebenszeit geblieben, enden müssen — wahrlich das ist sehr hart!

Der Selbstmord ist nach den Begriffen der Religion eine große Sünde. Aber Sünden werden vergeben, wer will daher den Selbstmord verdammen?

Es gibt Fälle, wo ich den Selbstmord für eine Wohlthat halte, wo ich in ihm das einzige Mittel erblicke, welches ein Mensch ergreift, sich selbst gerecht zu werden. Nennt es immerhin eine Schwäche den leichteren Tod zu wählen, als ein qualvolles Leben standhaft zu ertragen; ich stimme dem nicht bei. Die menschliche Natur hat ihre Grenzen — Schmerz und Leiden erträgt sie bis auf einen gewissen Grad, wird der überfliegen, so muß sie zu Grunde gehn, oder sie ist keine menschliche Natur mehr; denn selbst die thierische erliegt in diesem Falle.

Die Religion soll uns vor Sünden, vor allem vor der des Selbstmordes schützen? Was nützt sie aber, wenn ich entehrt, wenn ich gebrandmarkt bin, wenn mich eine Leidenschaft in die Arme des Wahnsinns zu werfen droht? Ich leide dies auf der Erde, ich leide es im Angesicht meiner Nebenmenschen und mein Gefühl treibt mich, mich dem zu entziehen — ich ende mein Dasein! ich hoffe daß es mir jenseits besser geht obgleich ich es nicht weiß,

obgleich es mir keiner zu sagen vermag. Aber die Hoffnung ist ein schönes, wenn zugleich auch ein sehr trügerisches Geschenk der nie entschleierte[n] Vor-
sehung.

Ich bin in Vagen gewesen, wo ich nahe daran war ein Selbstmörder zu werden, und wahrlich es war nicht die Furcht vor dem Tode, die mich abhielt — denn ich fürchte ihn nicht — aber der Gedanke an eine liebende Mutter, an ihren Gram und Kummer, dies bewog mich von diesem Vorhaben abzustehn. Und offen gesagt, da ich glaube, wir leben nur ein Mal, so mag dies auch einigen Einfluß auf mich geübt haben. Lache man darüber, mich haben Welt und Menschen zu eignen Ansichten gezwungen, die, vielleicht sündhaft, mir doch als gut erscheinen und bei denen ich beharren will. Ja diese Philosophie ist es allein, die mich oft, bei ganz bequemen Gelegenheiten, vor totaler Verzweiflung bewahrt hat.

Golz ist todt! ich beklage ihn, aber ich verdamme ihn nicht, da ich überzeugt bin, daß ihm noch andere Gründe, als die seiner Krankheit zum Selbstmord bewogen.

Nach diesen Betrachtungen las ich Rotteck's Broschüre über den Erzbischoff von Eöln. Was soll ich dazu sagen, da Rotteck vielleicht an demselben Abend wo ich sie lese, beim Fürsten Metternich

in einer Soirée war! Wohl hätte ich lauschen mögen, als sich diese beiden Männer zum ersten Mal in Wien begrüßten. Rotteck und Metternich! — Wie dieser handelt, wie jener schreibt und spricht, sollte man da wohl je an eine Zusammenkunft gedacht haben? Es gehen wahrlich sonderbare Sachen jetzt vor.

Für Rotteck war es gleichsam eine Art Pflicht über die Cöln'sche Angelegenheit zu schreiben, und schon lange hatte man es von ihm erwartet. Die Brochüre erschien, man hatte sie im allgemeinen anders erwartet. Der Verfasser zeigt sich darin als großer Diplomat — der König von Preußen, der Freiherr von Droste-Bischoering, Katholiken und Protestanten mögen sie lesen, jeder wird zufrieden sein, denn sie ist für alle Parteien geschrieben!